Suche nach Klarheit

Autor(en): **Eichenberger, Ambros**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **44 (1992)**

Heft 9

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-931755

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ALAIN CUNY

Suche nach Klarheit

EIN PORTRAIT DES SCHAUSPIELERS ALAIN CUNY, DER AN DEN DIESJÄHRIGEN BERLINER FILMFESTPIELEN FÜR SEINE ERSTE REGIE-ARBEIT «L'ANNONCE FAITE À MARIE» MIT DEM PREIS DER ÖKUMENISCHEN JURY AUSGEZEICHNET UND BEI DEN DREHARBEITEN VON ROBERT BRESSON UNTERSTÜTZT WORDEN IST.

Ambros Eichenberger

«Sans profession. Aime la boxe...», so heisst der Text auf einer Art Visitenkarte, die Alain Cuny (geboren 1908 in Saint-Malo) einem Interview vorangestellt hat, das der Fernsehjournalist Olivie Germain-Thomas von France-Culture mit ihm führte. «Aime la boxe...» O. K.! Wer wie Cuny über eine derart monumentale physische Gestalt und Präsenz verfügt, dem liegt diese Sportart wohl gleichsam in der Natur. Aber «sans profession» (ohne Beruf) – wo doch Cuny erst vor kurzem von einem renommierten Kultur- und Theaterkritiker, der bei der Zeitschrift «Esprit» tätig ist, als «l'un des plus grands acteurs de la seconde moitié du siècle» vorgestellt worden ist (vgl. Alain Cuny. Le désir du parole. Conversations et rencontres avec Alfred Simon. Lyon 1989, La Manufacture). Allerdings mit dem Nachsatz, dass weder das Theater noch das Kino seine Begabung voll auszuschöpfen vermochten.

Was stimmt also? Die Rede seiner Bewunderer vom «immense acteur» oder die Selbstbescheidenheit, mit der Cuny sich als «sans profession» bezeichnet? Wohl das eine wie das andere. Das zweite in dem Sinn, dass Cuny ohne besondere Ausbildung, ohne besonderen Ehrgeiz und ohne besondere Beziehungen, sondern eher durch «Zufall» Schauspieler geworden ist. Vorwiegend aus dem Bestreben heraus, «mehr Klarheit in mein Leben zu bringen». Das hatte unter anderem zur Folge, dass er jetzt, im vorgerückten Alter, zur Schlussfolgerung gelangt: «Wahrscheinlich habe ich fast durchwegs nur mich selber gespielt.» Das klingt wie ein unbarmherziger Selbstvorwurf, der kaum gerechtfertigt ist. Denn Cuny hat die innere Welt seiner Erfahrungen – mit den Göttern, mit den Dämonen und mit sich selbst –in seiner Karriere zwar «schamhaft» offengelegt, zugleich aber immer auch unter Kontrolle genommen, wie die Japaner in ihrer Theater-Tradition des Nô, von der er sich stark hat beeinflussen lassen. Mit dieser Kunst der Darstellung wurde eine Universalisierung der Gefühle und der Emotionen erreicht, sodass die Zuschauer in Cunys Worten, in seinen «Riten» und in seinem Schweigen ihre eigenen Sehnsüchte, Ängste und Schwächen zu erkennen vermögen. Das Geheimnis seines Erfolgs! Die lebenslange Suche nach «mehr Klarheit», die Cuny in früheren Jahren mit einem Selbstmordversuch abzubrechen drohte, hat ihn an viele Türen anklopfen lassen. Recht erfolgreich sind die Gespräche mit dem berühmten französischen Psychoanalytiker Laforgue verlaufen. Deshalb betrachtet er die Psychoanalyse heute noch als einen der Schlüssel zur Erforschung des Selbst und seiner tieferen Identität. «Lebenssinn» haben ihm dann die intensiven Kontakte mit dem Kubismus-begeisterten Schriftsteller Pierre Reverdy («einer meiner grossen Meister») zu schenken vermocht, der Cuny unter anderem mit Picasso, de Staël, Manessier, Bazaine in persönliche Verbindung brachte. Die beiden hatten sich bei regelmässigen Aufenthalten in der Benediktinerabtei Solesmes kennengelernt, wo Reverdy, wie Cuny vermutlich auch, «Gott suchte, aber auch nur Menschen fand».

Noch entscheidender für Cunys Leben, auch für dasjenige auf der Bühne und im Film, sind dann, neben den Kontakten mit Mallarmé und Artaud, die Begegnungen mit Paul Claudel geworden. Dessen Theaterstück «L'annonce faite à Marie» (1912), das er nun, nach unendlich viel «hostilités» (sowohl von seiten

des «Zeitgeistes» wie der Produktion) als Regie-Erstling auch auf die Leinwand brachte, hatte er bereits in jungen Jahren kennengelernt. Weil er darin, vor allem in der Figur des «Kathedralenbauers» Pierre de Craon, erstaunlich viele Züge seines eigenen Charakters wiederfand, ist er nie mehr davon losgekommen. Über das Theater sind Claudel und Cuny sich auch persönlich nähergekommen. Miteinander verbunden hat sie zum Beispiel der abgrundtiefe «Hass» auf die Welt der bürgerlichen Konventionen, der Halbheiten, der Heucheleien, des Vorgetäuschten und der «Amputationen». Auf der anderen Seite aber auch die ausgeprägte (religiös-mystische) Leidenschaft, dem Geheimnis des Lebens und der Schöpfung, den «rallonges» (Überschreitungsmöglichkeiten) auf die Spur zu kommen. Cunys filmschauspielerische Karriere hat 1942 (nach kleineren Rollen in drei Filmen, darunter Jean Grémillons «Remorques», 1939) in Marcel Carnés poetischem Werk «Les visiteurs du soir» begonnen, in dem er mit der Rolle des Gil gleich einen ersten Höhepunkt erklommen hat, sodass er beinahe über Nacht zu einem «monstre sacré» oder «sacré monstre» geworden ist, jenachdem wie man die Interpretationsakzente setzt. Beides hat er als Steiner in Fellinis «La dolce vita» (1960) verkörpert, wo er auf der Orgel eine Fuge von Bach spielt, bevor er sich zusammen mit seinen zwei Kindern das Leben nimmt. Weitere Rollen hat er in über dreissig anderen Filmen gespielt. Unvergessen bleibt seine Mitarbeit in «Le baron fantôme» (1943, nach einem Drehbuch von Jean Cocteau) von Serge de Poligny, in «Les amants» (1958) von Louis Malle, in «Der Meister und Margarita» (1972) von Aleksandar Petrović, in «Détective» (1984) von Jean-Luc Godard und in «Camille Claudel» von Bru-

no Nuytten, wo ihm der Part von Louis Prosper Claudel, dem Vater von Camille und Paul, zugedacht worden ist.

Häufiger als seine eigenen Landsleute haben ihn einige der grossen Italiener (und das italienische Fernsehen) engagiert. Fünfmal ist er in Filmen Francesco Rosis aufgetreten und je zweimal hat er mit Federico Fellini und Marco Ferreri zusammengearbeitet. Überrascht und verärgert hat viele sein Auftreten als eine Art Porno-Magier in Just Jaeckins «Emmanuelle» (1974). Das hat ihm zwar beinahe soviel Geld (und Zuschauer) eingebracht, wie alle anderen Filme zusammen! Aber diese verlockende Pfründe hat nicht den Ausschlag gegeben zu seinem Engagement, eher der provokative, zornige Versuch, «bei jenen die Achtung zu verlieren, die sie bei mir bereits verloren haben».

Wenn Cuny die Regisseure, mit denen er zusammengearbeitet hat, Revue passieren lässt. stehen Namen wie Robert Bresson, Luis Buñuel und Michelangelo Antonioni mit Abstand an der ersten Stelle. Mit Robert Bresson ist der Kontakt bis heute lebendig geblieben, obwohl er mit ihm zusammen nie einen Film gedreht hat. Das hängt unter anderem mit dessen Bewunderung für Claudel im allgemeinen und für «L' annonce faite à Marie» im besonderen zusammen. Ein starker Eindruck bleibt ebenfalls von Buñuel im Zusammenhang mit «La voie lactée» (1969) zurück: «Ein wahrer Erzengel mit einem grossen, unverdorbenen Herzen, der furchtlos gegen Korruption, Heuchelei und gesellschaftliche Lügen angetreten ist». Ganz grossen Respekt hegt er ebenfalls für Antonioni («La signora senza camelie», 1953): «Eine äusserst scharfsinnige, schöpferische und innerlich zerrissene Künstlerpersönlichkeit». Zurückhaltender ist Cuny in bezug auf Marco Ferreri («Touche pas à la femme blanche», 1974): «Ein unverwüstliches Urviech, nach wie vor!»

Mit der Verfilmung von «L'annonce faite à Marie» ist der Schauspieler Alain Cuny nun auch noch Regisseur geworden. Zwanzig Jahre nachdem er das Filmprojekt mit sich herumgetragen hat. Aus Überzeugung, dass Claudels Erlösungsdramen nicht nur den Franzosen und den Europäern, sondern dem ganzen «Universum» heute noch viel zu sagen habe – und weil dieser weltweite «Verkündigungsauftrag» besser mit dem Medium Film als mit dem Theater erfüllt werden könne. Cunys Glauben an die Sendung der Kunst, auch für unsere postmoderne Zeit, bleibt also beinahe ungebrochen. Wahrheit wird dem Menschen, seiner Überzeugung nach, stärker über das Ästhetische als über das abstrakt Dogmatische offenbart. Es gibt für ihn, im klassisch aristotelisch-thomistischen Sinn, eine Wahrheit der Ästhetik, auch in «L'annonce faite à Marie». Das (grosse) Wort «Wahrheit» ersetzt er bisweilen mit Bildern, indem er von der Suche nach dem «Schatz im Acker» oder dem «nom caché» in jedem Menschen spricht. Dieses Vokabular verrät unter anderem, dass er sich auch mit Texten aus der Bibel und mit den Erfahrungen, die ihnen zugrunde liegen, auseinandersetzt. Bei unserem Gespräch an den diesjährigen Berliner Filmfestspielen lag allerdings Friedrich Hölderlins «Hyperion» auf dem Tisch. «C'est inépuisable» hiess das persönliche Bekenntnis, mit dem das Gespräch zu Ende gegangen ist. «Unausschöpfbar, weil diese Texte (und Bilder) mein Ich jeden Tag neu auferstehen lassen – aber um welchen Preis!» Klingt das nicht wie die Stimme aus einer anderen, geistig anspruchsvolleren Welt? ■

Alain Cuny (rechts) und Marcello Mastroianni in «La dolce vita» von Frederico Fellini (1959)